

RICHARD RÖTZER

Narrenträume

Historischer Roman aus Bayern



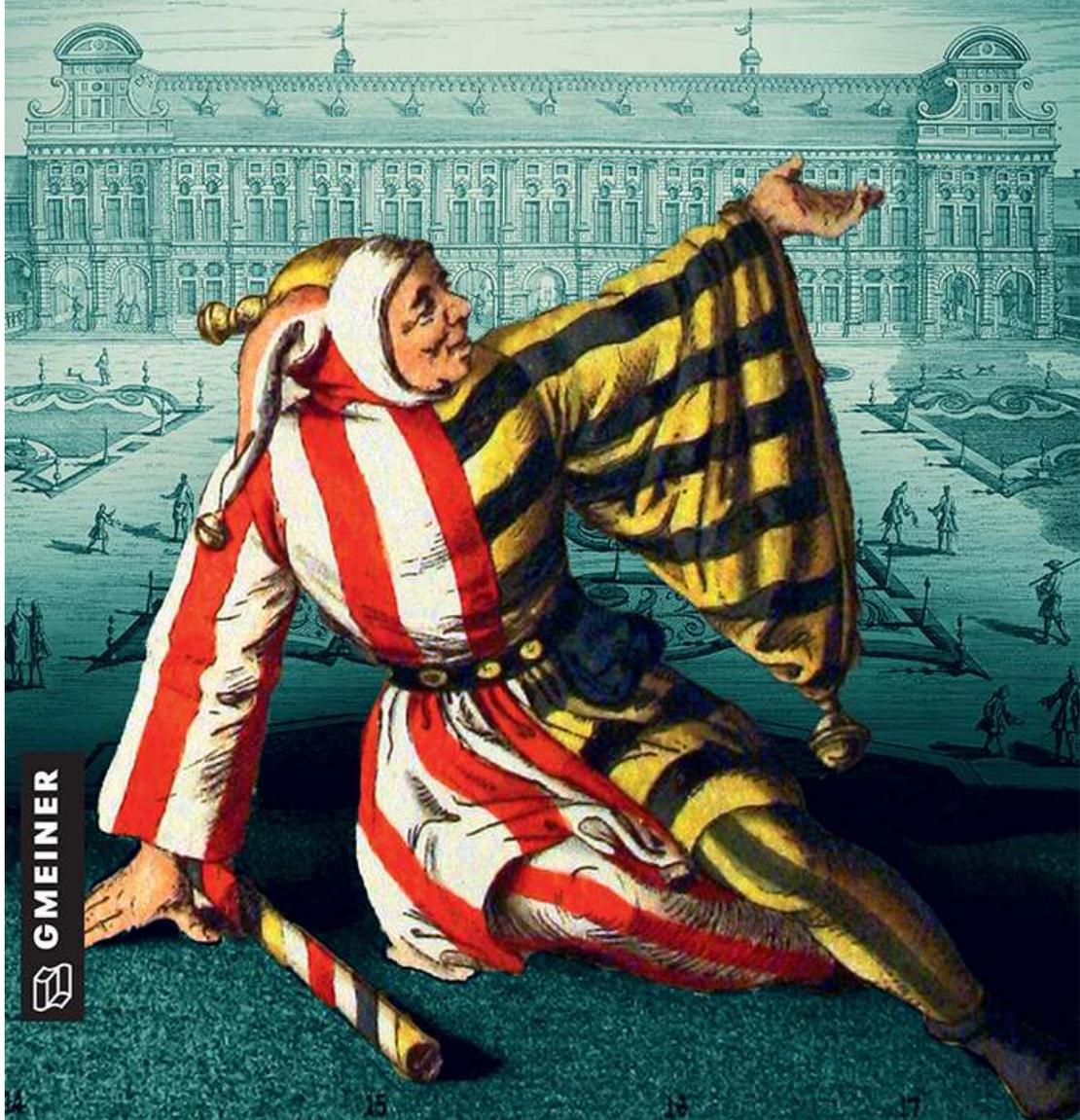
GMEINER



RICHARD RÖTZER

Narrenträume

Historischer Roman aus Bayern



GMEINER



Richard Rötzer

Narrenträume

HISTORISCHER ROMAN



IMPRESSUM

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Sven Lang

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: ©

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Buch_-_Erlustierend_Augenweide_-_Diesel_-1015.jpg und [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1500-1550,_German._-_065_-_Costumes_of_All_Nations_\(1882\).JPG](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1500-1550,_German._-_065_-_Costumes_of_All_Nations_(1882).JPG)

Gemälde Beginn: Der Münchner Hofnarr Mertl Witz, Inv.-Nr. L 77/330,

Foto Nr. D28233; Leihgabe des Historischen Vereins von Oberbayern

© Bayerisches Nationalmuseum München

ISBN 978-3-8392-7392-0

WIDMUNG

Gewidmet
allen ernsthaften Narren
und
heiteren Melancholikern

DER HOFNARR MERTL WITZ



Hofnarr Mertl Witz

Hans Mielich 1545

ZITATE

»Wenn wir geboren werden, weinen wir, dass wir die große Narrenbühne der Welt betreten müssen.«

Shakespeare: König Lear

*

»Den Narren zu spielen, und das geschickt, erfordert ein'gen Witz:

Die Launen derer, über die er scherzt, die Zeiten und Personen muss er kennen,

und wie der Falk auf jede Feder schießen, die ihm vors Auge kommt.

Das ist ein Handwerk so voll Arbeit als des Weisen Kunst,
denn Torheit, weislich angebracht ist Witz,
doch wozu ist des Weisen Torheit nützlich?«

Shakespeare: Was ihr wollt.

ERSTES KAPITEL

Die Nacht war grauenvoll. Und genau genommen war es noch immer Nacht, denn in das finstere Loch drang von außen kein Lichtstrahl, es sei denn, die Klappe in der eisenbeschlagenen Türe wurde für einen Augenblick geöffnet, um eine dünne Brühe und trockenes Brot zu reichen. Unter der Türe fiel ein handbreiter Schimmer herein, solange die Fackel im Vorraum brannte. Und wenn in quälend langen Abständen die Türe aufgestoßen wurde, dann bedeutete dies nur, dass die Schergen einen armen Tropf in die jetzt schon überfüllte Keuche stopften oder einen der Insassen zum Verhör zerrten oder gar zur Folter.

Ich hatte bereits jegliches Zeitgefühl verloren und mir taten sämtliche Glieder weh, dabei war ich nicht einmal angekettet. Das Liegen wurde zur Qual, nicht nur wegen des feuchten und kalten Bodens, sondern wegen der drangvollen Enge. Bald stieß mir der Leinweber von links das Knie in die Rippen, bald wurde die Strohschütt feucht, weil einer der Umliegenden unter sich gelassen hatte, sei es aus Angst oder Notdurft. Der einzige Luxus dieser Herberge war ein rostiger Kübel, den in der Dunkelheit zu finden und nicht umzustoßen ein Glücksspiel war.

Ich kauerte an der rauen Wand in der Hocke, den Kopf auf die Arme gelegt, und versuchte, den üblen Gestank von Angstschweiß, Urin und Erbrochenem zu ignorieren und die Schreie und das Stöhnen der armen Teufel, die schon

durch die Folter gegangen waren, so gut es ging auszublenden.

Das Schlimmste von allem aber war die Ungewissheit. Was überhaupt würde man uns zur Last legen, und was würde die Strafe sein? Schon Fluchen konnte einem ja in diesen Tagen zum Verhängnis werden.

Ich fragte mich, ob es Vor- oder Nachteil war, dass ich nicht mehr im herzoglichen Dienst stand, denn als Angehöriger des Hofes unterläge ich jetzt nicht städtischer Gerichtsbarkeit. Man hätte mich nicht hier in der Keuche unter dem Rathaus einsperren können, sondern vermutlich nur im Falkenturm nahe der herzoglichen Residenz.

Doch andererseits bedeutete die Inhaftierung im Falkenturm meist die Anschuldigung des Hochverrats oder der Hexerei, und das ging in der Regel nicht gut aus.

Mein Leben zog in Gedanken an mir vorbei in teils prachtvollen, teils düsteren Bildern. Ich hatte als Narr am Hof des bayerischen Herzogs viele Freiheiten gehabt, nahm Teil an rauschenden Festen, hatte zu jeder Zeit Münzen in der Tasche und fand ein gewisses Ansehen und Beachtung. Aber ich war auch beteiligt an Ränkespielen und Intrigen und jagte in eitler Selbstgefälligkeit vielen Dingen vergeblich nach. Auf der verblendeten Suche nach trügerischem Narrengold war ich augenblicklich dem Henker näher als erhofftem Ruhm und Erfolg. Sollte dies nun das schäbige Ende sein?

Es war alles ganz schnell gegangen. Montags - es war ein Maientag - hatte ich noch in guter Erfüllung meiner Christenpflicht in Sankt Peter die Pfingstmesse gehört, tags

darauf forderten die Schergen ungestüm Einlass in das Haus des Prokurators Alexander Secundus Freisinger ...

Doch gemach und alles der Reihe nach.

Es ist erst wenige Monate her, da hatte ich genug von all dem Blenden mit hohlen Worten und Lügen, war meines elenden Daseins überdrüssig und dachte ans Sterben. Und das im Heiligen Jahr – Welch böser Witz!

Papst Clemens hatte es in Rom und aller Welt mit großem Pomp verkündet, doch es verlief genau so erbärmlich wie der Zeiten Lauf davor. Wenn einer in diesem Gnadenjahr 1600 nach Christi Geburt sein irdisches Dasein rechtschaffen beende, so war die vollmundige Verheißung, dürfe er sogleich an der ewig währenden himmlischen Jubelfeier mit Christus dem Herrn teilnehmen. Doch mir war diese Gnade offensichtlich nicht beschieden – ich bin verdammt zum Leben.

Als die aufgeblasene Zeitenwende zu Ende ging, verblieb zwar in Rom die Fülle der gespendeten Dukaten, in mir dagegen nur die Leere meines unseligen Daseins. Ich will aber nicht ungerecht klagen, und keiner soll sagen, Michel Witz, Sohn des Mertl Witz und ehemals fürstlicher Narr in Ehren und Brot, könne sich wegen seines persönlichen Grams nicht mehr ergötzen an den Absonderlichkeiten menschlicher Natur im Allgemeinen und der von Gott bestellten Obrigkeiten im Besonderen.

An einem schönen Februartag dieses Heiligen Jahres gaben sich beispielsweise die Römer alle Mühe, dem neuen Säkulum mit einer lebenden Fackel den rechten Glanz zu verleihen, indem sie den lästigen Mahner Giordano Bruno

auf dem Campo di Fiori zu Asche verbrannten. Er mag ein trotziger Wirrkopf gewesen sein, aber ich stimme seiner Vermutung zu, dass die Welt und die Menschheit ein einmaliger Unfall sind. Untröstlich finde ich allerdings seine Vorstellung, dass das Weltall unendlich sei, weil dann ja auch der Himmel keinen gebührenden Platz darin fände, was selbst mir der Narretei zu viel erscheint.

Und in der hiesigen Residenzstadt München setzte man jüngst ebenfalls ein leuchtendes Zeichen, indem der Henker und seine Knechte am Festtag der heiligen Martha die landfahrende Familie der Pappenheimer aufs Grausamste hinschlachteten, nachdem eifernde Hofräte sie unerbittlich der Hexerei beschuldigt hatten.

»Seht ihr nicht die Zeichen, die sich mehren«, schallt es von den Kanzeln. »Der Allmächtige wendet sich von seiner Schöpfung ab und ihre Tage sind gezählt, denn kein Jahrhundert zuvor hat solche Fülle an Mirakeln und monströsen Abnormitäten gesehen, seien es Schweifsterne, blutiger Regen, Verfinsterung der Gestirne oder Erdbeben, Fluten und missgestaltete Homunculi.«

Die Sternkundigen und Unheilspropheten hatten vor Jahren schon eine große Konjunktion der Planeten Mars, Jupiter und Saturn im feurigen Dreieck angekündigt und gedroht: »Sie wird das letzte große Feuer entzünden, mit dem der Allmächtige die Welt verbrennt.«

Es muss ein elend schwaches Flämmchen gewesen sein, denn als einzig beklagenswert erinnere ich nur die maßlose Verteuerung von Brot und Bier. Überhaupt will mir scheinen, dass es mit den Weissagungen oft sehr wunderbarlich zugeht, denn unter einer großen Konjunktion

wurde schließlich auch Christus geboren und Karl der Große gekrönt, und ein anderes Mal schwemmte die große Sintflut das Menschengeschlecht hinweg. Es ist also merkwürdig unbestimmt, ob das Wirbeln der Gestirne zum Guten oder zum Schlechten ausschlägt.

Dagegen besteht kein Zweifel, dass die Schöpfung ihrem Verfall durch schleichende Altersschwäche entgegengeht, verspüre ich's doch schmerzlich am eigenen Leib.

»Seht doch«, mahnen die Sterndeuter, »die Sonne scheint oft blutrot und öfter noch ungewöhnlich trüb. Die Gestirne verlieren zusehends ihren Glanz und ihr klares Licht. Das Himmelsgewölbe ist kurz vor dem Einsturz.«

Man könne die Schwäche der Schöpfung auch daran erkennen, dass im goldenen Zeitalter das Leben der Menschen noch tausend Jahre währte, was die Genesis für Adam und Methusalem bezeugt. Dagegen sei die Lebensspanne in unseren Tagen kaum noch auf fünfzig oder sechzig Winter bemessen.

So sitze ich also hier an der Schwelle meines sechsten Jahrzehnts, matt in den Gliedern, müde im Geist. Ein kostbarer Ring als Erbstück meines Vaters reichte eben hin, um mich als einfachen Pfründner im Heilig-Geist-Spital einzukaufen. Während einstmals eine weitläufige Residenz mein Reich war, friste ich nun mein karges Dasein in einer winzigen Zelle und hoffe, nicht eines Tages in der Narrenkeuche zu enden, aus der die Schreie der Armen im Geiste, die elend in Ketten und auf Stroh gehalten werden, zu mir herüberdringen. Ihren Wahnsinn kann auch die Heilkraft der Nieswurz nicht mehr kurieren.

Ich mühe mich deshalb, selbst in tiefster Verzweiflung nicht der lähmenden Schwermut Acedia zu verfallen, der Todsünde wider den Heiligen Geist, durch die die Mönche in ihren winzigen Zellen jegliche Lust nach Betätigung verlieren und damit auch das Verlangen nach dem Himmelreich.

Aber ist es verwunderlich, dass einen inmitten all der Siechen hier Traurigkeit überfällt, wenn statt Orlando di Lassos Wohlklängen nur schauerliches Gebrüll und Wehklagen an das Ohr dringen, wenn statt erfrischender Stegreifkomödie nur noch die lahme Litanei von Furunkel und Zipperlein aufgeführt wird und wenn einen ohne die genialen Fresken von Meister Sustris die Wände nur noch kahl und grau anlotzen?

Bis zum Herbst vor gut drei Jahren war ich am Hof wohlgelitten. Doch dann entsagte Herzog Wilhelm der Regierung und zog sich frömmelnd aufs Altenteil zurück. Ob ihn die erdrückende Schuldenlast, seine Schwermut oder die Einflüsterungen der Jesuiten dazu drängten - mir ist's egal. Auf sein nobles Weihnachtsgeschenk ist jedenfalls gepfiffen, denn am 23. Dezember 1597 wurde Wilhelms Sohn Maximilian mit dem bayerischen Herzogtum belehnt, und der ist von gänzlich anderer Wesensart. Mit ihm fand die fröhliche Narretei am fürstlichen Hof ein jähes Ende. Dafür blüht sie jetzt umso üppiger im ganzen Land, freilich trist und sauertöpfisch von der Obrigkeit verordnet, denn fortan muss ein jeder beim Türkenläuten wieder niederknien zum Gebet, schon Fluchen kann ein Stelldichein mit dem Henker bewirken, und zur Fastnacht

wurde jüngst selbst die lustige und unschuldige Mummerei wieder verboten.

Wenn ich es recht bedenke, liegt meinem Elend und Überdruß am Leben kein körperliches Gebrechen zugrunde, und die Schwäche an Leib und Gliedern ließe sich mit etwas Speck in der Kohlsuppe und knusprig gebratenem Huhn leicht kurieren. Es scheint mir mehr ein Übermaß an schwarzer Galle, ein schädliches Ungleichgewicht meiner Körpersäfte, so verdrießlich aufs Gemüt zu schlagen. Dagegen wächst kaum ein Kraut, und die Quacksalber sollen mir mit ihren Aderlässen und der üblen Purgiererei vom Leib bleiben.

Als mein eigener Arzt komme ich zu dem Schluss: Es ist Melancholie, die mir die Welt verdüstert, aber gewiss nicht wegen meiner Sünden oder Laster. Von der dreifach möglichen Kausalität, nämlich im Hirn, im Herzen oder als Leiden des Bauches, ist sie bei mir unstrittig im Herzen lokalisiert. Sie ist einzig und allein der Freudlosigkeit zuzuschreiben, denn eine Störung meines Geistes ist gänzlich ausgeschlossen.

Schon der weise Aristoteles hatte vermutet, dass das innerste Wesen des Melancholikers eng mit geistiger Genialität verknüpft ist. Sie gilt gewissermaßen als Krankheit der Gelehrten, die auf der Suche nach dem Weltsinn durch beharrliches Zweifeln und unentwegtes Hinterfragen oftmals im Gegensatz zur Meinung all derer stehen, die im Gleichklang der Herde leben. Ja, dieses Außenseitertum und Löcken wider den Stachel ist auch mir seit Kindestagen wohl vertraut.

Wenn nun das Herz durch Traurigkeit in eine Art Nebel und Dunkelheit gehüllt ist, dann entsteht daraus auch häufig Zorn. Und wenn dieser sich nicht in Verblendung und sündhaftem Wüten gegen sich selbst und andere austobt, können einem daraus Kraft und ein taugliches Heilmittel gegen den Trübsinn erwachsen.

Eines Tages fiel mir in meiner Düsternis plötzlich der Hofratssekretär Aegidius Albertinus ein, ein sprachgewaltiger Homo litteratus, den der Herzog wenige Jahre zuvor in seinen Dienst genommen hatte. Ich bin dem spitzbärtigen Niederländer in der Kanzlei oder bei festlichen Anlässen ein paar Mal begegnet. Er sammelt wunderliche Geschichten und kann muntere Schnurren erzählen. Als Mann von Welt erkannte er natürlich, dass auch ich die Erfahrungen etlicher Reisen und Erlebnisse am Hof in mir trage und daher über einen reichen Schatz an Geschichten verfüge.

»Ihr seid mir ein wackerer Mann mit Witz und Geist«, sagte er bei unserer letzten Begegnung und ermunterte mich augenzwinkernd: »Schreibt alles auf, um auch die Nachwelt damit zu ergötzen.«

Mir erschien dies mit einem Mal als weiser Ratschlag, um meine Langeweile und Schwermut zu bekämpfen. Und mag es auch der Nachwelt wenig nützen, so könnte es zumindest meinen Kohl etwas fetter machen.

So griff ich also mit frischem Mut zur Feder, um meine Erlebnisse, Gedanken und Erinnerungen diesen Seiten anzuvertrauen ...

ZWEITES KAPITEL

Obwohl seit meiner damaligen Verhaftung fast drei Jahre vergangen sind, habe ich noch immer den Gestank von Pisse und schwärenden Wunden in der Nase, und dies hat nichts mit meiner augenblicklichen Wohnstatt im Spital zu tun. Nachts schrecke ich häufig vom Lager hoch, geweckt durch schlimme Träume, in denen ich das Wimmern der Gefolterten höre oder das Geschrei des verurteilten Totschlägers, der an seinen Ketten zerrt ... dem kräftigen Kleinschmied, der im Suff sein zänkisches Weib erschlagen hatte, war erst der Strick bestimmt worden, dann aber hatte sich das hohe Gericht des einträglichen Handels mit dem Tod erinnert und ihn zur *condemnatio ad triremes* begnadigt. Seit den Seegefechten gegen Türken und Piraten zahlten die Stadtstaaten am Meer gutes Geld für Galeerensträflinge. Nun wartete der jähzornige Witwer auf den Abtransport nach Venedig oder Genua mit anderen Unglücklichen, die man wegen Trunk- und Spielsucht, Gotteslästerung oder Kirchenraubs für drei oder mehr Jahre zur christlichen Seefahrt verurteilt hatte.

Durch Erzählungen italienischer Handwerker am Hof wusste ich, dass die großen Dreiruderer zwar elegant und schnell übers Meer glitten, in ihren Bäuchen aber herrschte das Grauen. Man konnte in christlichen Landen also auch zur Hölle begnadigt werden.

Wie aber war es zu meiner eigenen Verhaftung gekommen?

Herzog Wilhelm, mein gnädiger Fürst, hatte wenigstens die ersten Jahre seiner Hofhaltung auf Schloss Trausnitz in Landshut noch unbeschwert als lebensfroher Prinz in Saus und Braus verbracht, ehe er später aus mancherlei Gründen zum bußfertigen Frömmel wurde.

Bei seinem Sohn Maximilian bedurfte es einer solchen Wandlung nicht, denn er geriet von klein auf in die Fänge der Jesuiten, und wo nicht diese ihn lenkten, da taten es die Instruktionen des Vaters, die den Knaben in jesuitischem Geist zu mönchischer Zucht und Askese anhielten. Dazu gehörte auch, dass seine Erzieher Gaukler, Springer und Schalksnarren - also einen wie mich - von ihm fernhalten sollten.

So verwundert es nicht, dass der gestrenge junge Herr, der schon als Knabe schrecklich erwachsen war, gleich in den ersten Tagen seiner Regierung ein gallebitteres Religions- und Sittenmandat veröffentlichen ließ. Es wäre fast leichter und gewiss kürzer zu schildern, was ab sofort nicht verboten war. Die eigenen Bürger durften nicht mehr ausheiraten an Orte mit lutherischer Gesinnung, und keiner sollte ungestraft das Land verlassen, um in reformierten Kirchen Predigern zu lauschen. Umgekehrt sollte kein auswärtiger Sektierer in München das Bürgerrecht erhalten, und insbesondere Wiedertäufer wurden erneut gnadenlos bis in den Tod verfolgt.

Schon Wilhelm hatte als gottgefälliges Zeichen bei seinem Regierungsantritt das Frauenhaus am Anger schließen lassen, und unlängst wurden nun auch noch die Hübschlerinnen bei Unseres Herrn Tor, das gegen Schwabing gerichtet ist, vertrieben. Es sollte künftig zur

Hebung allgemeiner Sittlichkeit strengstens gegen Unzucht und Leichtfertigkeit vorgegangen werden. Als leichtfertig gilt in diesen Tagen bereits einer, der ohne kirchlichen Segen und gefüllte Geldkatze in ehelicher Gemeinschaft lebt. Aber da Handwerksburschen ohne Vermögen nicht heiraten dürfen, bleibt ihnen folglich nur heimliches Ausschwitzen ihrer Lust, gefährliches Einlassen mit einer Winkelhure oder eben die erwünschte Enthaltbarkeit. Jede anständige Frau, die bei Dunkelheit noch allein in der Stadt unterwegs ist, kann jetzt schuldlos in den Ruch der Unzucht und Ehrlosigkeit geraten.

Natürlich ergehen all die Anordnungen des Fürsten nur in christlicher Sorge um das Gemeinwohl, denn jedermann sollte doch wissen, dass die Lasterhaftigkeit den Allmächtigen erzürnt, der dafür dem Volk Strafen auferlegt, wie die Pest, die lutherische Seuche, Dürre und Krieg oder das Wüten des Türken. Merkwürdig ist nur, dass hier stets zweierlei Maß gilt.

Unser junger Fürst, der sich hierzulande um die Sittsamkeit sorgt und sich und ganz München in quälende Askese zwingt, hat einen hochnoblen Oheim, der in Köln auf Ehre und Enthaltbarkeit - verzeiht - schießt. Herzog Ernst, Wilhelms jüngster Bruder, vereint wider die Gesetze des Konzils von Trient fünf Bischofssitze und neun Domherrenstellen auf sich, gibt sich aber äußerst ungeniert der Spiel- und Trunksucht und ausgedehnter Jagdleidenschaft hin und erfreut sich des Müßiggangs mit seiner Konkubine, mit der er katholische Bastarde in die Welt setzt. Gepriesen sei der Herr!

Unter den vielen Bildnissen, mit denen italienische Künstler Wände und Decken auf Burg Trausnitz verziert hatten, war auch die Figur eines seltsamen Jünglings, der nur mit Lendentuch und einem Stück Pelz bekleidet war, am ganzen Körper dagegen unzählige Augen und Ohren aufwies. Es war die mythische Gestalt des Argus, von dessen Augen immer nur ein Teil schlief, während die anderen wachten. Das Bild stellte die Allegorie von Wachsamkeit und Verschwiegenheit dar und sollte zum Ausdruck bringen, dass der tugendhafte Fürst allzeit zum Wohle seines Volkes fürsorglich über das Land wacht.

Heute erscheint mir die Allegorie gänzlich unpassend, denn die gepriesene Wachsamkeit entartet zunehmend in üble Spitzelei, und das gegängelte Volk würde sich liebend gern dieser erdrückenden Fürsorge um das Seelenheil jedes Einzelnen entziehen.

Herr Harmlos schleicht nämlich durch die Stadt und ihre Wirtsstuben und rennt flugs zur Obrigkeit, wenn er irgendwo eine Übertretung des Fastengebots erspäht. Geheime Kundschafter und Spione sind überall unterwegs, die jedermann überprüfen in puncto Unzucht und Leichtfertigkeit, und wenn dich eine dieser Schnüffelnasen beim Fluchen erwischt, darf sie deinen Beutel auf der Stelle um sechs Kreuzer erleichtern, und du kannst ein Ave Maria singen, wenn es damit abgeht. Und wenn Ihr denkt, Ihr könntet Euch mit Eurem Liebchen ungestört in den Wald oder eine Scheune zurückziehen, dann wird Euch gewiss ein Förster oder Überreiter aufstöbern, der das Land nach Wiedertäufern absucht.

Was nun in meinem Fall den Ausschlag für die Verhaftung gab, könnte die strenge Zensur gewesen sein, denn es wurden eigens Agenten ernannt, die gezielt und unangekündigt Häuser und Buchläden durchstöbern, um ketzerische Schriften oder Zauberbücher aufzuspüren und zu konfiszieren und den Eigentümer natürlich gleich mit. Im Haus des Prokurators Alexander Secundus Freisinger fanden die Häscher reiche Beute.

Zugegeben, es war nicht die vornehmste Gegend drunten im Tal, noch vor Katzenbach und Kaltentor gelegen, wo auch ärmliche Weber und Loderer hausten, aber das Haus des Prokurators war geräumig, und er ließ mich günstig zur Miete wohnen. Er tat dies nicht aus Mildtätigkeit, sondern weil er sich in anderer Weise Vorteile von mir versprach. Eines Tages kam er im Wirtshaus »Zum Großdamischen« am Markt auf mich zu, als ich eben in das Experiment vertieft war, meinen Trübsinn in reichlich Weingeist aufzulösen. Er unterstützte meinen Wissensdurst mit einem weiteren Krug und forschte mich nebenbei über meine Zeit am Hof aus. Dabei schienen ihn vor allem Berichte über das geheimnisvolle Wirken der Alchemisten zu interessieren. Mag sein, dass ich dabei mit gelöster Zunge und reichlich dämlich - passend zum Namen des Lokals - bei der Erwähnung meiner Lateinkenntnisse eine Spur übertrieb. Jedenfalls war der Prokurator von meinen Fertigkeiten angetan, und da er als öffentlicher Notar und Vorsprech bei Gericht mit regem Schriftverkehr zu tun hatte und nebenbei hinter okkulten und meist schwer zu enträtselnden Berichten aller Art her war, bot er mir eine günstige Unterkunft an und den einen oder anderen Gulden

dafür, dass ich ihm in seiner Schreibstube und bei Übersetzungen zur Hand ginge. Da dies allemal besser war, als sich auf dem Markt als Tagelöhner anzubieten, willigte ich ein.

Erst nach und nach begriff ich, auf was ich mich eingelassen hatte. Nicht wegen des Lateins, aber der Prokurator war nicht nur in theoria an geheimen Schriften interessiert, sondern auch an deren Erprobung in praxi. Er verfügte über ein kleines Labor, und soweit sich seine Neigung auf Schriften des Paracelsus und Erkenntnisse der Alchemie erstreckte, deckte sie sich mit meinen Interessen. Aber der Freisinger hatte auch einen Hang zu düsterer Nigromantie und Geisterbeschwörung sowie anderen obskuren Beschäftigungen, und bei ihm traf sich regelmäßig eine bunte Schar Suchender, die unterschiedlicher nicht hätte sein können.

Am ehesten noch hatten die beiden Schulmeister Sinn und Verständnis für die tiefgründige Schönheit alchemischer Texte. Der alte Arnhofer aber, seines Zeichens Bildhauer, kam einfach nicht über den Tod seines Weibes hinweg. Ob ihm ihr Gezänk oder nur die warmen Mahlzeiten fehlten, blieb offen, aber er war mit zwei verschrobenen Witwen vor allem daran interessiert, die Geister der Verstorbenen zu rufen. Der vierschrötige Ringler wiederum und der abergläubische Hosenstricker, der die eigenen Hosen beizeiten gestrichen voll hatte, witterten stets Machenschaften gegen sich, ihr Gewerbe und das Abendland im Allgemeinen, und sie drängten daher auf das Ansegnen wider den bösen Feind, von dem sie sich

in Gestalt des Juden, Protestanten oder auch nur missgünstigen Nachbarn umringt wähten.

Fast möchte ich's verschweigen, dass auch ein zwielichtiger Wund- und Brecharzt nebst dem Schlechhuber Jörg und seinem Sohn, beide Abdecker und unschicklich rohe Gesellen, vor Jahresfrist zu der Gruppe gestoßen waren. Andererseits hatte es den Vorteil, dass über ihre Nähe zum Henker leichter an Knochen, Schädel und andere brauchbare Utensilien zu gelangen war. Die zwei Loderer und der armselige Leinweber Haberle waren in erster Linie an der Aufstockung ihrer kümmerlichen Barschaft interessiert, und zusammen mit dem Kornrührer und dem Schäftelmacher, Metzger im Tal, hatten die Büttel sie nächtens bei verbotener Schatzgräberei in Hesselohé erwischt.

Die Schrägste von allen aber war die schwarze Kristlin - schwarz waren das ungekämmte Gestrüpp auf dem Kopf, die Glutaugen, der Hals, die löchrigen Lumpen am dürren Gestell, die Fingernägel, ihre Füße und Zähne - kurz: einfach alles an ihr. Sie verhökerte Kräuter, diverse Tränklein, Kröteneier und dergleichen und prahlte damit, sowohl die Zukunft weissagen als auch verlorene oder gestohlene Gegenstände wiederbeschaffen zu können. Dazu ließ sie mit den anderen in der Stube im oberen Stockwerk des Freisinger das Sieb laufen und betrieb allerlei zweifelhaften Hokusfokus. Sie würde man, wenn nicht jetzt, dann gewiss zu einem anderen Zeitpunkt der Hexerei bezichtigen.

Solange dies alles im Verborgenen geschah, mochte es angehen, aber das verrückte Weib hatte die schlichteren

Geister innerhalb der Gruppe dazu angestiftet, draußen beim Galgenberg oder drunten in der Au sich im Kreise stehend bei den Händen zu fassen und öffentlich Beschwörungsrituale aufzuführen. Ebenso gut hätte man die Knechte des Stadtgerichts in die gute Stube bitten können.

Die Anzeige war aber auch dem hinterhältigen Fuhrunternehmer im Nachbarhaus zuzutrauen, der längst ein Auge auf die Räumlichkeiten des Prokurators geworfen hatte, um darin für auswärtige Fuhrleute Schlafräume mit Gasterei einrichten zu können. Wir würden es nie erfahren, denn Denunzianten war Anonymität zugesichert.

Das greifbare und überaus beunruhigende Faktum aber war, dass unser bunter Haufen augenblicklich auf Kosten der Stadt München zu Gast beim Schlegel oder Eisenmeister im Stadtgefängnis logierte.

In das Geheule und Schluchzen der Frauen, die man in eine eigene Keuche nebenan gepfercht hatte, mischte sich das Stöhnen des bereits verurteilten Galeerensträflings, das murmelnde Gebetsleiern des Hosenstrickers, das leise Fluchen der Abdecker ...

»Du wirst uns doch raushauen, Narr«, versuchte der Kornrührer ganz pragmatisch sich und den anderen Mut zu verschaffen, während es der Prokurator Alexander Secundus Freisinger mit Gelehrtheit versuchte: »Sie können uns nichts anhaben«, versicherte er gewichtig und vor allem sich selbst, »denn nach dem Perneder-Kommentar zur Halsgerichtsordnung ist nur zu strafen, wer anderen mittels der schwarzen Kunst Schaden zufügt und ...«

»Hätt der Schlechhuber, der Holzklotz, aber nicht so grob hinlangen dürfen«, unterbrach ihn einer der Schulmeister vorwurfsvoll.

»Ich geb dir gleich eine, du Tintenschmierer!«, wehrte sich der Abdecker. »Ich war bei der Goldgräberei gar nicht dabei.«

»Aber übers Ohr gehauen hat man den Pfeffersack allemal«, beharrte der Schulmeister spitz.

»Haltet doch alle das Maul!«, warf der Metzger ein. »Was soll das Juristengeschwätz? Der Narr hat doch Beziehungen zum Hof, oder?«

Es gab Zeiten, da klang »Narr« für mich wie eine Auszeichnung. Aber jetzt, da ich nicht mehr am Hof war, klang es einfach nur wie »närrisch« im Sinne von »dämmlich«, und so fühlte ich mich in diesem Augenblick auch. Ich war mir keineswegs sicher, ob mein Wort noch Gewicht hätte. Vielleicht würde man mich nicht einmal mehr zum Herzog vorlassen, geschweige denn anhören. Und selbst wenn: Würde die Gnade des Fürsten mich, uns retten?

Zu deutlich und schmerzlich hatte ich das Schicksal der Regina Pollinger vor Augen, der ehemals treuen Haushälterin des Hans Jakob Fugger, die mir so manche Süßigkeit zugesteckt hatte. Sie mag mit den Jahren und insbesondere nach dem Tod ihres Dienstherrn etwas wunderlich geworden sein, aber keinesfalls war sie eine Unholdin. Als vor nunmehr etwa zehn Jahren das Wüten der Obrigkeit gegen die Hexen oder vielmehr bedauernswerte Weibspersonen, die man dafür hielt, begonnen hatte, da geriet auch sie durch gehässige

Anschuldigungen in die Mühlen der Justiz. Obwohl der Fugger einst bei Hof hochgeachtet war, erschöpfte sich die fürstliche Gnade darin, dass man die alte Frau und ihre Leidensgenossinnen nicht lebend dem Feuer überließ, sondern erst erwürgte, ehe man ihre Körper zu Asche verbrannte.

Ich fragte mich schon damals, ob göttliche Gnade auch darin bestünde, dass man unter Verzicht auf das Fegefeuer ohne Umschweife den direkten Weg in die ewige Verdammnis nähme.

Dergestalt in Angst und Ungewissheit verharrend, ergriffen wir jeden Strohalm, der sich uns bot. Die Frau des Eisenmeisters erwarb sich zwar keine Verdienste durch ihre Kochkünste, war aber eine Spur leutseliger als ihr knorriges Ehegespons und die ruppigen Schergen. Als sie nach einer Ewigkeit wieder einmal ihre köstliche Wassersuppe durch die Türöffnung schob, bestürmten wir sie mit Fragen. Ihre dürftige Mitteilung, dass die Obrigkeit der Angelegenheit größte Aufmerksamkeit widme und der Rat daher eigens eine größere Kommission einberufen habe, um mit dem geschworenen Gericht die Vorfälle zu untersuchen, war nicht dazu angetan, uns in irgendeiner Weise zu ermutigen.

Als bei ihrer Aufzählung der Ratsherren ganz nebenbei auch der Name Andreas Ligsalz fiel, da erstarrte ich und hatte die schreckliche Gewissheit, nun für all meine Sünden zu büßen.

DRITTES KAPITEL

Die Vornehmheit erstreckt sich dieser Tage schon sehr weit nach unten, und jeder Pfeffersack, der sich ein ansehnliches Vermögen erhandelt oder ergaunert hat, giert nach dem Adelsbrief, mit dem er fortan auf einem Landgut herumstolziert und Bauern drangsaliert.

Wenn mich Neugierige nach meiner Herkunft fragten, prahlte ich daher gern damit, dass sie von meines Vaters Seite adelig und meine Mutter gar eine Königin war, denn was könnte Regina – so ihr wohlklingender Name – schon anderes bedeuten. Dies bedurfte freilich einer feinsinnigen Präzisierung, denn meines Vaters Adel war mehr ein Adel der Gesinnung, der Preis einer ehrlichen Haut und gediegenen Könnens: Er war Hofnarr mit Leib und Seele.

Wie sehr dies sein Herr, Herzog Wilhelm IV., der Großvater meines Fürsten, zu schätzen wusste, mag daraus erhellen, dass er, als er seinen Sohn und Thronfolger Albrecht von Meister Mielich porträtieren ließ, auch ein Bildnis meines Vaters in Auftrag gab, das ihn als fürstlichen Narren zeigt, in Gestus und nobler Haltung ein Ebenbild des Prinzen.

Derart ansehnlich und bei Hof in Ehren wollte man meinen, es sei für ihn ein Leichtes gewesen, die passende Jungfer zur Zweisamkeit zu finden, denn sofern einer nicht einfältig, Mönch oder Kleriker ist, gilt es als höchst betrüblich und wider die Natur, sein Leben als einsamer Hagestolz zu verbringen.

Meine Mutter Regina war als Nachkömmling die jüngste Tochter des reichen und vornehmen Kaufmanns Hans Ligsalz und seiner zweiten Gattin aus dem Salzburgischen.

Mag sich der sittsame Bürger noch so sehr an derben Scherzen oder obszönen Fastnachtsspielen ergötzen, seine Tochter oder Schwester einem Spielmann oder gar einem Narren an die Hand geben, das will er keinesfalls.

Wie also ging es zu, dass ein Hofnarr eine Bürgerstochter aus der hoch angesehenen Familie der Ligsalz zu München ehelichen konnte?

Es wird mir nicht gleich die Inquisition an den Hals gehen, wenn ich behaupte, dass selbst des Allmächtigen herrliche Schöpfung nicht ohne jeglichen Makel ist. Und so hatte noch jedes Geschlecht und jede Familie in der Zeiten Lauf einen Makel, einen Fehltritt oder ein schwarzes Schaf aufzuweisen.

Die Ligsalz hätten in der Reihe ihrer Ahnen einen Geköpften zu bieten, durften sich in manchem Jahr des höchsten Vermögens in der Stadt rühmen, das dann ein Nachfahre durch Spekulation und Ungeschick wieder in den Sand setzte, und sie führten die irrwitzige Komödie auf, dass ein Teil der Großfamilie den lutherischen Verheißungen erlag, während die andere Hälfte den Papisten treu die Stange hielt. Potztausend, sie hätten einen Narrenorden verdient!

Ob es nun göttlichem Ratschluss vor oder dem missglückten Ziehen einer ungeschickten Hebamme bei der Geburt zuzuschreiben war, jedenfalls war das zierliche und ansonsten überaus hübsche Mädchen Regina von Geburt an mit einem Klumpfuß geschlagen, den zwar der lange

Rock zu verbergen wusste, nicht aber ihr eigentümlich schaukelnder Gang. Und wie der Kaufmann nicht den Narren zum Schwiegersohn will, so will er auch keine Hinkende als Gattin, selbst um den Preis einer stattlichen Mitgift nicht.

Wenige Zeit vor den Gemälden des Thronfolgers und meines Vaters porträtierte Hans Mielich den älteren Bruder Reginas, den Kaufherrn Andreas Ligsalz. Regina, die bis dahin nicht an den Mann zu bringen war, stand nach dem frühen Tod des Vaters unter seiner Kuratel und der seiner herrischen Ehefrau. In deren Gefolge lernte mein Vater sie eines Tages in der Werkstatt des Malers kennen, und sie waren sich in der Gemeinsamkeit ihres Andersseins sogleich zugetan.

Andreas Ligsalz, einer der wohlhabendsten Kaufleute der Stadt, spuckte erst Gift, und seiner Gattin schäumte die Galle, aber wie eine alte Wahrheit lautet: Hochmut kommt vor dem Fall, denn etwa zwanzig Jahre später ging der reiche Kaufherr in Konkurs und verstarb bald darauf, und nochmals zehn Jahre danach hatte sich seine Witwe beim großen Religionsverhör zu verantworten. Doch davon später.

Mertl der Narr jedenfalls führte nach Jahren beharrlichen Werbens, heimlicher Stelldicheins und einem Machtwort des Herzogs seine Königin in die Ehe und entdeckte dabei ein süßes Geheimnis, von dem schon die alten Philosophen und Heilkundigen Kenntnis hatten, denn sie wussten, dass die Schenkel der Hinkenden infolge der Erlahmung nicht mehr die volle Nahrung erhielten, die somit den darüber liegenden Geschlechtsteilen zufloss, sodass diese, umso

voller entwickelt und in Verbindung mit der wiegenden Bewegung, dem Liebeswerk einen ungewöhnlichen und wollüstigen Reiz vermittelten.

Rechnet man die Zeit der Reifung im Mutterleib vom Tag der Geburt an zurück, so muss meine Zeugung in den heiligen Tagen der Weihnachtszeit erfolgt sein, die zwar nach alten Mythen durch Öffnung zur Anderswelt reichlich Gefahren enthielt, nach katholischem Brauch aber manches Verbot, insbesondere des Beischlafs an Feiertagen. Doch mag die Übertretung des Gebotes auch sündhaft gewesen sein, so kann ich immerhin mit Gewissheit behaupten, dass ich die Frucht reiner Liebe und freudigen Genusses bin.

Mein Vater wohnte auch nach der Heirat die meiste Zeit am Hof, um jederzeit dem Ruf seines Dienstherrn Folge zu leisten. Zwar schätzte der Herzog durchaus grobe Späße, lärmendes Kindergeschrei zählte jedoch weniger dazu. Meine Mutter behielt daher ihre Kammer im Hause des Bruders am Rindermarkt, und so hatte ich anstelle des Vaters die meiste Zeit das Vergnügen mit einem übellaunigen Oheim, der mich für nicht standesgemäß und eine ägyptische Plage seines Alters hielt.

Obwohl das Haus der Ligsalz zu den stattlichsten Bürgerhäusern am vornehmen Rindermarkt zählte, herrschte darin oft drangvolle Enge. Dort wohnte nämlich nicht nur der alte Andreas mit seiner Familie, auch Brüder des Alten hatten noch Wohnrecht, und die unteren Räume dienten als Lager und Kontor, denn die Ligsalz trieben Handel mit Eisen, Tuch und Salz und tätigten Geldgeschäfte in aller Welt.